
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 108 Bydgoszcz, 12. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(23. Fortsetzung.)

Erst als sie eine Minute später die festen Polizeistiefel über den Bahnhofsplatz herantraben hörten, kam Bewegung in den Menschenhaufen und sie stürzten schreiend und stoßend in das Hotel hinein. Juraj und der Portier waren im Nu verschwunden. Durch einen Spalt der Küchentür lugten die entsetzten Augen der Mägde. Allein stand Gödöllö vor dem Stehpult des Portiers, er wußte, daß jede Sekunde die Polizei eintreffen mußte.

Duffek, mit vorgehaltenem Revolver, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, mit wirrem Haar und schweißglänzendem Gesicht, stutzte sekundenlang.

„Wo ist Golowin?" fuhr er mit fiebernden Augen auf Gödöllö los.

„Im Kaffeehaus", sagte Gödöllö eisig und zeigte mit dem Daumen auf die Tür zum Café.

Mit einem heftigen Fußtritt stieß Duffek die Tür auf. Die wenigen Gäste des Cafés flüchteten schreiend durcheinander. Mit einem einzigen Blick hatte sich Duffek überzeugt, daß der Gesuchte nicht anwesend war.

Er drehte sich um und ließ die Tür zufallen.

„Lüge!" schrie er und stieß die Faust gegen Gödöllö vor, der schnell zur Seite wich.

Und just in diesem Augenblick kam Cannenburgh die Treppe herunter. Gödöllö — die hellen Sommerschuhe erkennend, noch ehe Cannenburgh den Treppenabsatz erreichte und in Duffeks Blickfeld kam, — Gödöllö rief aus vollem Halse: „Zurück, Cannenburgh!" Aber die Warnung kam zu spät. Cannenburgh, die Hand am Geländer, war bereits um den Treppenabsatz herumgebogen. Duffek riß den Revolver hoch. Ein unheimliches Leuchten flammte in seinem Gesicht auf.

„Großer Golowin!" rief er in schrillem, hohem, singendem Ton. „Mit dir ist es aus!"

Dies alles ging sehr schnell. Schon schoben sich die Polizisten durch die dichte Menschenmasse in den Korridor hinein. Im gleichen Augenblick zuckte Gödöllös Stock durch die Luft und fiel im Augenblick des Schusses schwer auf Duffeks Hand hernieder. In flachem Bogen sprang die Waffe aus seiner Hand. Duffek schrie auf. In den Händen der Polizisten fiel er schlaff in sich zusammen, wie ein leerer Sack. Ohne Widerstand ließ er sich Fesseln anlegen.

Ein wildes Getümmel erhob sich in dem engen Korridor des Hotels. Die Wachleute trieben die aufgeregten Menschen hinaus auf die Straße. Für sie alle war es eines der erregendsten Erlebnisse ihres Daseins.

Bleich, schweißüberströmt, gänzlich ausgepumpt lehnte sich Marek gegen die schmutzige Tapete. Gödöllö hingegen hatte keine Scheu, seinen Triumph auszukosten.

„Dieser Mann", sagte er zu Cannenburgh, der ahnungslos und nicht wenig verwirrt war, da es ihm nicht in den Kopf ging, was hier gespielt wurde, „dieser Mann", sagte Gödöllö und stipste mit der Spitze seines Stockes gegen Mareks Bauch, „hat den sehnlichen Wunsch, ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen. Schon seit Stunden schreit er im Sprechchor nach Ihnen! Nun, wackerer Kämpfer, hier steht Golowin vor Ihnen! Stellen Sie ihm Ihr Ultimatum! Verlangen Sie Ihr Geld zurück! Warum rühren Sie sich nicht? Ist Ihnen der Schrecken in die Glieder gefahren, großer Held?"

Cannenburgh sah mit runden Augen zuerst auf Gödöllö, dann auf den jämmerlich in sich gesunkenen Marek, der es kaum wagte, den Blick zu erheben.

„Das — das wollte ich nicht", keuchte Marek. „Ich verabscheue Gewalt — ich wollte lediglich —"

„Sie wollten", sagte Gödöllö mit teuflischem Lächeln, „Ihr Geld wiederhaben, das Golowin Ihnen gestohlen hat. Hier steht Golowin leibhaftig vor Ihnen! Nie wiederkehrende Gelegenheit! Zerschmettern Sie ihn jetzt mit der Gewalt Ihrer Argumente!"

Gödöllö bog sich weit zurück und lachte schallend.

Cannenburgh betrachtete Marek aufmerksam, und er empfand nur Mitleid mit dem zerstörten Wrack.

„Ich bin nicht Golowin", sagte er, „Sie sind einer Mystifikation zum Opfer gefallen. Wenn Sie daran zweifeln, was ich nach allem durchaus begreife, dann erkundigen Sie sich beim Polizeipräsidenten —"

Allein Marek vermochte den Ereignissen nicht mehr zu folgen. Er stieß sich von der Wand ab und ging mit schweren, schleppenden Schritten davon.

„Mein Lieber", sagte Cannenburgh und ergriff Gödöllös Hand, „wie soll ich Ihnen nur danken? Wenn Sie nicht gewesen wären —"

Gödöllö erhob ein meckerndes Gelächter. „Schreiben Sie mir ab und zu, dann machen Sie mir die größte Freude. Sie wissen, man hat hier so wenig Umgang mit gebildeten Menschen —"

Als Marek vor das Hotel trat, sah er den Schneider Chatschek auf dem Wägelchen kauern.

„Soll ich noch auf das Geld warten, Euer Gnaden?" fragte er bekümmert. „Meine Frau wartet nämlich mit dem Mittagessen."

„Fahrt alle zur Hölle", knirschte Marek leise.

Der Schneider erhob sich und trabte traurig nach Hause.

Gerade verschwand der johlende Menschenhaufen, der sich um Duffek und die Polizisten drängte, in die Bahnhofsgasse. Die Sonne brannte steil und heiß herab. Menschenleer, im gleißenden Licht lag der Bahnhofsplatz.

Marek erkannte sein Waterloo.

17.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, stand Madeleine draußen auf dem Gang und sprach durch das offene Fenster mit Jeliza, ihrer alten Dienerin.

Cannenburgh hatte sich drinnen im Abteil ans Fenster gesetzt und rauchte. Er fand es recht sonderbar, daß er im Begriffe war, über Triest nach Venedig zu fahren, anstatt nach Bulgarien, wie er beabsichtigt hatte.

Er wandte den Kopf und betrachtete Madeleines Rückenlinie. Ja, ohne Zweifel hatte sie sehr lange Beine, Gödöllö wußte schon, was er sagte.

Vom Bahnsteig her vernahm er das unterdrückte Schluchzen der alten Jeliza.

Wenn er an Elisabeth dachte, deren Beine zwar weniger lang, aber zarte, sehnige, höchst lebendige Beine waren, dann hatte er nur ein Gefühl der Leere und Enttäuschung. Er wandte sofort den Blick von Madeleine und sah auf der anderen Seite hinaus auf die Gleise. Was alles Menschen imstande waren, als Liebe zu bezeichnen! Er war alt genug geworden, um zu wissen, daß er nichts wußte. Aber die Enttäuschungen werden auch für den nicht geringer, der sie erwartet. Um dies zu erfahren, hatte er ein reifer Mann werden müssen, ein Mann, dessen Schläfen weiß zu werden begannen. Er dachte an die Zeit zurück, da er zwanzig gewesen war, dachte an die Mädchen, deren Namen vergessen und deren Gesichter verloschen waren, ach, ferne, zärtliche, freundliche Gespenster! Liebe, Tränen, Leiden und rauschendes Glück, dunkle Hausflure, helle Nächte, Frohsinn, Schwüre und bebende Hände, fern, unvergeßlich, unwiderbringlich — eine Kette leuchtender Glückseligkeit, und doch, letzten Endes nicht eine Kette schwärzester Enttäuschungen? Und noch eines fragte er sich: Vermochte die strömende Zeit, die unermüdlich und stetig floß, das Leben durch einen Filter zu pressen, der alles Schwarze, Häßliche und Unreine verschlang und nur Glück und Schönheit hindurchließ zu den verborgenen Schatzkammern der Erinnerung? Er schloß die Augen und sah, daß es so war. Er liebte sein Leben mit allen Gipfeln und finstern Abgründen. Er war, das fühlte er, auf dem Wege der Genesung. Er begann behutsam zu atmen.

Es war höchst erregend, dies alles zu denken; etwa wie es erregend war, sich hilflos durch dunkle Höhlen zu tasten und urplötzlich und gänzlich unerwartet einen Fetzen blauen Himmels aufleuchten zu sehen. Nun konnte der Weg ins Freie kaum mehr gefährdet sein. Er fühlte sich erleichtert, aber dennoch, es war seltsam, trotz dieses Gefühls der Erleichterung und Befreiung sah er mit Wehmut, wie Elisabeths Gestalt sich aufzulösen begann, in seinen Gedanken verschwamm und die Umrisse verlor. Hatte sie den Weg zu den Gespenstern der Vergangenheit bereits angetreten? Ach, auch sie, Elisabeth, war ja ein Stück seines Lebens.

Er hob den Kopf, als Madeleine eintrat, und lächelte ihr entgegen. Sie wischte schnell mit dem Zipfel ihres Taschentuchs durch die Augenwinkel. Dann lächelte auch sie.

„Die gute Alte“, sagte sie.

Der Zug holperte knatternd über die Gleise und Weichen, dann kam er allmählich in Fahrt, sanft senkten sich die Wagen in den weichen Federungen.

Sie waren allein im Abteil. Madeleines einziges Gepäckstück, ein kleiner, schmaler Lederkoffer, lag neben ihr auf dem Nachbarsitz. Sie setzte sich auf den Fensterplatz Cannenburgh gegenüber. Sie rauchte und sah an ihm vorbei in die zurückfallende Landschaft. Er ertappte sich dabei, daß er sie verstohlen beobachtete. Er war seit langem der Nähe von Frauen entwöhnt, ausgenommen Elisabeth. Daß alles an Madeleine anders war, erfüllte ihn zunächst mit fremder Scheu, denn es ist so schwer, sich vom Gewohnten loszureißen. Er saß wie vor einem Wunder aus einem unbekannten Land, starrte sie an und verglich — immerzu verglich er.

Madeleine ahnte nichts von seiner Verwirrung. Sie sah in ihm einen Mann, der kraftvoll und zielsicher in ihr Leben eingegriffen hatte. Sie fühlte sich vor ihm ein wenig wie ein Backfisch. Er erschien ihr unpersönlich, von einer gewissen, wortkargen, strengen, puritanischen Güte, ein Mann, an den sie sich kaum heranwagte. Sie verkannte ihn völlig, denn es war schwer, Cannenburgh nicht zu verkennen.

Nach einiger Zeit sagte er: „Ich habe fast ein schlechtes Gewissen vor Ihnen. Manchmal will es mir vorkommen, als habe ich allein Sie zu dieser Reise veranlaßt. Sie haben so wenig Begeisterung gezeigt.“

„Ich“, versetzte sie, „zeige niemals Begeisterung. Es liegt, finde ich, auch gar keine Veranlassung dazu vor.“

„O, nein?“ fragte er ein wenig herausfordernd.

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein“, sagte sie fest. „Es ist alles viel zu ungewiß.“

Er klappte das Tischchen auf — eine Verlegenheitshandlung— und legte die Hände gekreuzt darauf. „Nach allem, was Sie für diesen Mann getan haben“, sagte er leise, „müßten Sie jauchzen wie ein kleines Kind. Man soll nicht Angst davor haben, daß Träume Wirklichkeit werden.“

„Ach“, sagte sie mit einem fast schmerzlichen Lächeln, „ist die Wirklichkeit nicht immer anders?“

Er schüttelte den Kopf. „Sie ist im Grunde nicht weniger unwirklich als die Träume. Ob man lebt oder träumt, immer gibt es ein Erwachen. Im Glück oder Unglück.“

„Dann“, sagte sie, „will ich auf ein glückliches Erwachen hoffen.“

„Wie zaghaft Sie sind! Hat sich nicht alles zum besten gewendet?“

„Vielleicht nicht alles“, sagte sie. „Aber viel.“ Plötzlich neigte sie sich vor: „Bin ich eigentlich abenteuerlich? Ist nicht das, was ich jetzt tue, ein unüberlegtes, dummes Abenteuer? Sagen Sie mir, wer würde so handeln wie ich? Ich fürchte, keine kluge Frau täte es.“

Er mußte lächeln. „Sie sind so wenig abenteuerlich, wie ich es bin. Sehen Sie, vor drei Tagen hatte ich nicht die geringste Ahnung, daß ich überhaupt verreisen werde. Ich war mitten in der Arbeit, und nicht im Traum dachte ich an Bulgarien. Und als ich dann im Zuge saß, da meinte ich, ich führe nun also nach Bulgarien. Und mit einemmal war ich in Boguslawa. Und jetzt fahre ich nach Venedig anstatt nach Sofia! Ist das abenteuerlich? Vor allem: handelt so ein kluger Mann?“

„Ach“, sagte sie abwehrend, „das alles haben Sie ja nicht selbst verschuldet. Das ist ganz etwas anderes.“

Er sah sie erstaunt an. „Nicht selbst verschuldet? Ja, glauben Sie im Ernst, daß einem Menschen überhaupt etwas widerfährt, das er nicht selbst verschuldet?“

Sie schüttelte den Kopf und deutete auf seinen Oberarm „Dann war es auch Ihre Schuld, daß auf Sie geschossen wurde?“

„Natürlich!“

„Also in Notwehr.“

„Nein, nicht Notwehr. Ich kannte diese Frau zwei Jahre lang, und ich kannte sie überhaupt nicht. Das war meine Schuld, meine träge Selbstzufriedenheit. Ich habe sie emporgehoben auf ein Piedestal, ohne zu fragen, ob sie auch wollte. Ich spiegelte mir vor, daß sie so eine Frau wäre, wie ich sie mir wünschte. Aber sie war nur Imitation. Sie mußte immerzu gleißen, immer heucheln und ihre wahre Natur verstecken, um so zu sein, wie ich sie haben wollte. Dies war nicht nur anstrengend für sie, sondern es unterminierte sie auf die Dauer und die Explosion konnte nicht ausbleiben.“

„Das“, sagte Madeleine, „ist aber noch kein Grund zum Schießen!“

„Ach“, Cannenburgh neigte den Kopf überlegend zur Seite, „die Form, in der sich etwas entlädt, ist weniger bedeutungsvoll. Man muß wissen, wie es dazu kommen konnte. Vielleicht“ — er lächelte ein wenig bitter — „hat es gar keinen Sinn, sich hinterher Gedanken zu machen. Wissen Sie, es war so ein Revolver, wie man ihn nicht in einer soliden Waffenhandlung, sondern beim Juwelier kauft, mit Silber und Perlmutter und ziseliertem Monogramm. Ich erwähne das, weil es so bezeichnend ist für diese Frau. Ich hatte über das zierliche Spielzeug immer gelächelt. Sie kokettierte damit, wie andere mit einer neuen Puderdose, nur mit dem Unterschied, daß sie selbst eine Heidenangst davor hatte. Ich habe immer über so vieles gelächelt. Wenn aber Skeptiker wie ich in einem einzigen

besonderen Falle aufhören, Skeptiker zu sein, dann fallen sie immer gleich in einen Abgrund! Sie werden dann so leichtgläubig, daß die naivsten Primaner den Kopf schütteln würden." Er schwieg plötzlich und lehnte sich zurück. Sein Blick glitt hinaus auf die huschenden Telegraphenstangen, prüfte die weißen Wolkenfetzen über den kahlen dunklen Bergen, dann sah er Madeleine an und lächelte entschuldigend:

„Das alles kann Sie aber nicht interessieren."

„Doch", sagte sie fast heftig, „sprechen Sie! Sie dürfen das alles nicht für sich behalten."

Er lächelte. „Ich bin darüber hinweg, glauben Sie mir. Ich muß nicht erst beichten, um frei zu atmen."

„Dennoch", sagte sie, „sprechen Sie um meinetwillen. Ich will wissen, wer Sie sind, was Sie bewegt und wie Sie denken."

„Wollen Sie das wirklich?" Er fühlte sich von einer leichten Erregung ergriffen. „Sehen Sie, eine Frau wie Sie —"

Sie unterbrach ihn. „Eine Frau wie ich —?"

„Ja!" versetzte er mit Nachdruck, „sehen Sie nicht die Phrase, die alle Männer allen Frauen sagen. Sie sind ein Mensch, der traumwandlerisch seinen Gefühlen gehorcht, das wissen Sie ebenso wie ich. Und ich meine, daß eine Frau wie Sie kaum Verständnis haben kann für ein Wesen, das so gänzlich von ihr verschieden ist wie jene Frau, von der ich sprach.„

„Möglich", sagte Madeleine, „ich will aber jene Frau auch gar nicht verstehen, sondern Sie, so wie ich Sie vor mir sehe. Es ist mir einfach unvorstellbar, daß jemand auf Sie schießen könnte!"

(Fortsetzung folgt.)

Die rote Blume.

Kurzgeschichte von Harro-Heinz Jakobsen.

Inken war acht Tage in der Stadt, als sie zu ihr sagten, daß draußen auf der Straße ein Mann stünde, schon eine lange Zeit — vielleicht schon zwei Stunden oder noch länger — und unbeweglich zu den Fenstern heraufstarre. Inken solle nachsehen; wahrscheinlich wäre es einer aus dem Dorf, der eine Botschaft für sie hätte, und wenn sie noch etwas mit dem Manne zusammensein wolle, so könne sie es tun, denn es wäre ja Sonntag . . .

Inken rannte die Treppen hinunter und sprang über die Straße. Der Mann im Bauernrock ging ihr entgegen. Das Mädchen strich sich verwirrt die Haare aus der Stirn, als sie ihn erkannte. Sie gab ihm stumm die Hand.

Ach, es war so schwer zu verstehen, daß Peter zu ihr in die Stadt gekommen war. In dem Dorfe hatte er sich nie um sie gekümmert, war ihr eigentlich immer aus dem Wege gegangen . . . Und nun stand er vor ihr in der Straße der großen Stadt . . .

Der Mann drehte an seiner Mütze und würgte an den Worten. „So . . . Hier wohnst du?" brachte er endlich heraus.

Sie nickte und blickte vor sich nieder auf die Steine. Im ersten Augenblick hatte sie gedacht, daß Friedrich oder Hermann sie aufsuchen würden. Die beiden waren am meisten hinter ihr hergewesen. Hermann hatte sogar einmal versucht, den Arm um sie zu legen, als sie allein vom Felde spät heimkamen . . .

Der Mann ihr gegenüber gab sich einen Ruck: „Ja, ich bin gekommen, weil es mir so einfiel und ich lange nicht in der Stadt war . . ."

„Es ist schön hier, nicht wahr?" Inken deutete mit den Fingerspitzen auf die Vorgärten.

„Ja", sagte er. Dann schwiegen sie wieder.

„Ich werde gleich wieder gehen müssen", setzte Peter danach von neuem an. „Ich habe ja nun gesehen, wo du wohnst . . ."

„Grüße sie alle!" sagte Inken und zupfte an ihrem Kleide.

„Das werde ich tun!" versprach er.

Er zerrte an seiner Mütze und blieb stehen. „Ach", reckte er sich dann. „Ich hätte es fast vergessen . . . Dies fanden sie noch zu Hause . . ."

Er griff in seine Tasche und zog eine kleine Schachtel hervor, auf die einige Muscheln geklebt waren. „Vielleicht kannst du sie hier brauchen", fügte er mit abgewandtem Gesicht hinzu.

Inken nahm die Schachtel an sich, dabei wagte sie nicht, Peter anzusehen. Es war erregend, zu denken, daß er in die Schachtel hineingesehen und die rote Papierblume in ihr entdeckt hatte. Auf einem Jahrmarkt war es gewesen, als Peter ihr die Blume zugeworfen. Sie hatte hinter ihm gestanden, als er sie in der Schießbude abschoß. Peter war gleich danach davongerannt. Halsüberkopf, als hätte er etwas Böses getan . . .

Die Schachtel hatte immer in ihrer Kammer auf ihrem Bord gestanden . . . Und nun brachte Peter sie ihr in die Stadt.

In ihre Gedanken fielen seine Worte hastig hinein.

„Aber nun ist es wirklich Zeit, daß ich gehe. Ehe ich da bin, wird es schon dunkel sein . . ."

„Ja", sagte sie, „grüße sie, du hast gutes Wetter für deinen Weg . . . der erste schöne Frühlingstag . . . Ich gehe noch bis zur Ecke mit . . . ich bin nämlich heute frei . . ."

Langsam schritten sie nebeneinander her durch die Straße. Sie sagten kein Wort. An der Ecke ging sie nicht von seiner Seite, sie bogen in eine neue Straße ein. Danach kamen sie durch Anlagen.

Sie trafen eine freie Bank. Sie setzten sich. Menschen gingen vorüber, und Kinder spielten in ihrer Nähe, aus der Ferne klang eine Drehorgel . . .

„Nun muß es auch im Dorfe sehr schön sein", sagte sie.

„Die Dornhecken blühen", sagte er, „und die Buche im Pfarrgarten hat wieder ihr rotes Laub . . ."

Von irgendwoher plätscherte ein leises Wasser, ein Vogel flog zirpend zum Nest. Unmerklich kamen die Abendschatten . . .

Hin und wieder sagte er, daß er nun gehen müsse, aber sie blieben sitzen und blickten in das matte Grün der Bäume. Leise stieg der Mond auf.

„Die Blume welkt nie", sagte er schwer.

„Nein", sagte sie, „sie ist wohl schon ein Jahr bei mir . . ." Unhörbar flatterte eine Fledermaus zwischen den Zweigen hin und her. Aus der Dämmerung schwebte der müde Klang einer Turmuhr heran.

„Bald wird Jahrmarkt sein", sagte er.

„Zum Herbst werde ich wiederkommen", sagte sie.

„Es wäre gut, wenn du das tätest", sagte er. Danach ging er.

Aber er kehrte noch einmal wieder um: „Ich werde niemandem sagen, daß ich hier war . . ."

„Nein", sagte sie, „das braucht niemand zu wissen."

Dann ging er endgültig.

Als er später allein durch die Felder trieb, pfiff er leise eine Melodie vor sich hin. Er hatte sie auf dem Jahrmarkt gehört, als er Inken die rote Papierblume geschenkt hatte.

Zweikampf im Walde.

Kurzgeschichte von Hermann Streich.

Dumpf hallten die Schläge durch den Wald. Der Breitnerfranz und der Schweizersepp waren beim Holzfällen. Das ging Schlag auf Schlag. Und jeder Hieb saß an der richtigen Stelle. Immer tiefer bissen sich die blinkenden Eisen in den dröhnenden Fichtenstamm. Es ging ein Ächzen durch den sterbenden Baum, und dann floß Blut aus der Wunde.

Der Sepp sah es zuerst und hielt inne: „Blut!" Der Breitner ließ die Axt sinken und besah sich die Stelle, aus der das dunkle Harz floß: „Blut!" Dann sahen sie sich schweigend an: gilt's dir oder gilt's mir? Einer von uns zweien muß daran glauben!

Es kommt nur einmal unter tausend Tannen vor, daß Blut aus dem Holz quillt. Aber dann ist es ein Zeichen, daß ein Mensch sterben muß. Sterben, weil der sterbende Baum sich rächt . . .

Du oder ich? Zwei Augenpaare sahen sich fragend, drohend an. Und heimlich funkelte es in den Blicken von Haß und Eifersucht. Verhalten glomm es weiter, während sie die Arbeit wieder aufnahmen.

„Du — ich" gingen die Schläge, und immer wuchtiger sausten die Äxte ins Holz. Schlag folgte auf Schlag, es war wie ein Zweikampf auf Leben und Tod. Und jeder Hieb

traf die ungeschützte Stelle des Gegners. Herzblut troff. Es war nicht Menschenblut, sondern Baumharz. Aber vielleicht rann es darum aus dem alten Stamm so rot, weil die Wut der Schläge nicht dem unschuldigen Holze galt, sondern — dem Herzen des Gegners.

So ging es eine ganze Weile. Keiner sprach ein Wort. Keiner gab nach, obwohl der Schweiß ihnen auf der Stirn stand. Eher schneller wurde der Takt der Arbeit als langsamer.

Dann kam das Röserl mit dem Korb und brachte das Essen. „Ja seid's ihr denn narrisch!" rief sie schon von weitem. „Ihr schafft's ja wie die Heftlmacher!"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz. Sie ließen die Äxte sinken, aber keiner sprach etwas. Das Röserl war herangekommen und stellte den Korb nieder. Die zwei sagten noch immer nichts.

„Da schaut's an, wie sie die Augen rollen! Ja, seid's denn ganz verruckt, ihr damische Deppen?"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz: „Depp! Hast es g'hört, das gilt dir!"

„Nein, dir!" — „Nein, dir, sag ich!"

„Nimms z'ruck!" — „Nochmal sag ichs!"

„Ob's z'ruck nimmst?"

Sie nahmen es nicht zurück. Der Franz nicht und der Sepp nicht. Zähneknirschend sprangen sie einander an. Schweigend rangen sie, wälzten sich keuchend und kämpfend über das Moos. Es war ein hartes Ringen, denn jeder setzte seine besten Kräfte ein, und keiner wollte unterliegen vor den Augen des Mädchens. „Das Röserl muß sehen, daß ich ihn zwing!" dachte der Sepp. Dasselbe dachte der Franz. Aber sie waren gleich stark, und keiner bekam die Oberhand. Alles hatten sie vergessen um sich, jeder sah nur den Gegner.

Sie merkten nicht, wie verzweifelt das Röserl schrie, sie sollten einhalten und kein Unglück anstellen. Sie merkten auch nicht, daß ein Unwetter am Himmel stand, und die ersten, schweren Tropfen auf den dunklen Waldboden fielen. „Du oder ich" ging es hin und her. „Du oder ich" brannte es in ihren Augen, loderte es in ihren Herzen.

Der Wind heulte durchs Geäst, und der Regen stürzte bald in Strömen herab, so daß Röserl sich in den Schutz der großen Tanne flüchten mußte.

Da geschah es, daß der Sepp die Oberhand bekam. Der Franz war verletzt am linken Arm und kam unter ihn zu liegen. Er suchte voller Verzweiflung nach einem Ausweg. Neben sich sah er es blinken. Einen Augenblick zögerte er, dann umklammerte seine Rechte den Axtstiel. „Du oder ich" dachte er und holte aus zum tödlichen Schlag.

In diesem Augenblick gellte ein furchtbarer Schrei durch den Wald. Die Tanne war es, deren verletzter Stamm dem Sturmwinde nicht länger standhielt. Sie schrie, weil ihr die Wurzelfasern beim Brechen aus dem Holz gerissen wurden. Sie schrie, weil die Holzaxt erhoben war gegen den Bruder, sie schrie, weil sie Blut forderte, Blut um Blut.

Und jetzt sahen es die beiden raufenden Holzknechte erst, daß sie ihr Opfer gefunden hatte; nicht den Sepp und nicht den Franz — aber das Röserl.

Gretchens Vorbild.

Ein Fund im Frankfurter Goethehaus.

Der „Rhein. Westf. Zeitg." (Nr. 226 vom 7. d. M.) wird aus Frankfurt a. M. folgendes berichtet:

Bei den Vorbereitungen für eine neue Faust-Ausgabe wurden auch die Sammlungen durchgesehen, die Goethes Vater zur Geschichte der Stadt Frankfurt angelegt hat. In diesen Sammlungen von gedruckten Verordnungen und handschriftlichen Notizen, die zu dicken Folianten zusammengebunden sind, hat nunmehr der Leiter des Frankfurter Goethehauses, Professor Beutler, Papiere gefunden, die sich mit dem Prozeß einer Kindesmörderin und deren Hinrichtung am 14. Januar 1772 beschäftigen. Am Schluß dieser Handschrift, die von Liebhold, der für Goethes Vater öfters Abschriften anfertigte, stammt, findet sich der Satz: „Diese Susanna Margaretha Brandtin wurde hier auf Dienstag, den 14. Jänner 1772 auf dem Platz an der Röhre ohnfern der Hauptwache mit dem Schwerdt hingerichtet."

Damit war der Hinweis gegeben, die Prozeßakten, die im Stadtgeschichtlichen Museum aufbewahrt werden, einer genauen Durchsicht zu unterziehen. In dem ausführlichen Aktenstück entrollt sich nun eine grausige Tragödie. Susanna Margaretha Brandt, die Tochter eines Frankfurter Gefreiten, war Magd im Gasthaus „Zum Einhorn", als sie 1771 mit einem holländischen Goldschmiedegesellen, der kurz daraus Frankfurt wieder verließ, ins Gerede kam. Am 3. August wurde sie steckbrieflich gesucht und am Bockenheimer Tor aufgegriffen und festgenommen. Ein Vierteljahr lag sie im Gefängnis, im Turm der alten Katharinenpforte am Ausgang des Hirschgrabens, 200 Meter von Goethes Elternhaus entfernt. Vielfältig sind die Beziehungen, die das Goethehaus mit diesem Prozeß in Verbindung bringen. Der Aussteller des Steckbriefes war Johann Heinrich Thym, der 9 Jahre lang der Hauslehrer von Johann Wolfgang und Cornelia gewesen ist. Die beiden Ärzte, Johann Friedrich Metz und Dr. Burggrave, die sich des Mädchens während der Haft annehmen mußten, waren Hausärzte im Vaterhaus Goethes. Dr. Johann Georg Schlosser, der spätere Gatte Cornelias, war der Anwalt des Henkers, der sich weigerte, die Brandtin vom Leben zum Tode zu befördern, und die Hinrichtung seinem Sohn überließ. Im August 1771 war Goethe aus Straßburg nach Frankfurt zurückgekehrt und bald darauf zur Ausübung der Anwaltschaft in Frankfurt zugelassen worden. In seiner Eigenschaft als Anwalt hatte Goethe in jenen Wochen fast täglich im Römer zu tun, so daß man annehmen darf, daß er als Anwalt sowohl aus juristischem wie aus menschlichem Interesse den Verhören der Susanne Brandt beigewohnt hat. Nach dem unglücklichen Liebeserlebnis mit Friederike Brion ist der 22jährige Goethe in seine Vaterstadt zurückgekehrt, sitzt in seinem Stübchen im Haus am Hirschgraben oft Tage und Nächte über seinen Arbeiten — und 200 Meter entfernt wartet die Kindesmörderin im Turm auf den Tag ihrer Hinrichtung. Selbst wenn sich nicht die handschriftliche Notiz gefunden hätte, dürfte man als sicher annehmen, daß der junge Goethe damals von diesen Ereignissen auf das stärkste beeindruckt worden sei.

Diese Prozeßakten waren wohl immer schon bekannt und zugänglich, sind aber bisher niemals beachtet worden, da man Goethes Dichtung nicht damit in Verbindung bringen wollte. Nachdem sich aber nun die Abschrift aus dem Protokoll, die wahrscheinlich Goethe selbst hat anfertigen lassen, gefunden hat und sich die vielen persönlichen Fäden zwischen dem Goethehaus und diesem Prozeß aufdecken ließen, steht die Teilnahme Goethes an diesen Vorgängen außer Zweifel.

Mr.

Lustige Ecke

„. . . Da hab' ich ihm aber gesagt: „Entweder Sie spitzen Ihre Bleistifte über dem Papierkorb an", hab' ich gesagt, „oder Sie müssen sich nach einem anderen Mitarbeiter umsehen!"

Zakład graficzny i miejsce odbioła, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.